

PETRA SZATMÁRI

Interkulturalität und Sprachidentität

Dort, wo es zu einem intensiven kulturellen Kontakt, Austausch und Transfer zwischen Gemeinschaften kommt, lassen sich Kategorien wie Identität und Alterität nicht immer scharf voneinander trennen, sondern erscheinen eher als „ständig zu aktualisierende soziale Konstruktionen“ (NEULAND 2013: 168). Sie können zudem auch zu transkulturellen innovativen sprachlichen Schöpfungen führen. Die Sprache ist wegen ihrer identitätskonstitutiven Funktion fester Bestandteil des Modells der multiplen Sprachidentität von Marijana KRESIĆ (2007). Ausgehend von diesem Modell wird im Beitrag das enge Verhältnis von Identitätskonstruktion – Standardsprache – Sprachgebrauch diskutiert und anhand von ausgewählten Beispielen dargestellt. Die identitätskonstitutive Funktion der Sprache basiert auf der Selektion von Normen aus dem Sprachsystem, wobei der Sprechende durch die Verwendung sprachlicher Zeichen, „seine (soziale und/oder personale Identität) [begründet], d. h. er markiert, wer er als Individuum ist bzw. welcher sozialen Gruppe er zugehört“ (KRESIĆ 2007: 19). Im Rahmen der Besprechung dieses Konzepts wird geprüft, wie Formen interkulturellen Sprachgebrauchs (z. B. Kiezdeutsch) in dieses Modell eingefügt werden können.

„Mit der Sprache konstruieren Sprecher ihre Identität in der sozialen Interaktion und kommunizieren diese an ihre Gesprächspartner und die Außenwelt.“ (ROCHE 2013: 236)

1 Einführendes

Der Identitätskonstruktion kann man sich gewissermaßen nur annähern, denn es ist eine so facettenreiche, komplexe und individuell geprägte Thematik, dass ihr eigentlich stets nur neue Mosaiksteine hinzugefügt werden können. Im vorliegenden Beitrag wird der Versuch unternommen, Identität und Sprache in erster Linie aus Perspektiven sprachwissenschaftlicher Disziplinen zu betrachten, insbesondere der Sprachideologisierungsforschung.¹ Den Hintergrund der

¹ Synonym verwende ich den Begriff *sprachliche Ideologien* (MAITZ 2015). Maitz versteht unter diesem Begriff „kulturspezifische, kollektive sprachliche Norm- und Wertvorstellungen [...], die der Erklärung, Beurteilung oder Rechtfertigung von sprachlichen Praktiken dienen“ (MAITZ 2015: 207).

Überlegungen bildet das sprachbasierte, varietätenlinguistisch ausgerichtete Modell von Marijana Kresić, das im nachfolgenden Abschnitt vorgestellt und (kurz) diskutiert wird. Anschließend werden ausgewählte Aspekte anhand von Fallbeispielen präsentiert, um die alles überdachende Kraft der Standardsprache als der Varietät mit dem höchsten Prestige zu veranschaulichen, denn ein Sprachkonzept, in dem Sprache mit einer nationalen Standardsprache identifiziert wird, hat nach Matthias Hüning „weitreichende Folgen für unser Verständnis von Sprache, sprachlicher Vielfalt und sprachlicher Variation“ (HÜNING 2013: 1)² und somit für unsere sprachliche Identität. Allerdings gab es eigentlich nie homogene Gesellschaften/Kulturen, so dass sich sprachliche Identität in einem Raum „zwischen Kulturen“ entwickelt und in diesem Sinne *interkulturell* ist.³

2 Mir stand nur die Manuskriptversion zur Verfügung.

3 Földes bestimmt das Arbeitsfeld der interkulturellen Linguistik folgendermaßen: „Interkulturelle Linguistik ist eine von Linguisten verschiedener Disziplinen in Bezug auf die kulturelle Dynamik von Sprache, Kommunikation und ihrer Beschreibung herangezogene Forschungsorientierung, mitsamt den daraus resultierenden theoretischen und praktischen Verfahren. Dabei handelt es sich um eine Zusammenführung einerseits systemlinguistischer, andererseits psycho-, sozio-, pragma- und variationslinguistischer sowie sprachenpolitischer Untersuchungen solcher Gegenstandsbereiche wie der Mehrsprachigkeit, des Kontrasts, des Konflikts von Sprachen und Kulturen (ihre lebensweltlichen Konstellationen der Überlappungen eingeschlossen), der kulturenübergreifenden Kommunikation im weitesten Sinne und des kommunikativen Umgangs mit Fremdheit/Alterität.“ (FÖLDES 2009: 518). Jürgen Bolten plädiert für ein Über- und Neudenken des Interkulturalitätsprinzips und meint, dass *Kultur* und *Interkulturalität* „zwei unterschiedliche Qualitäten des gleichen Gegenstandsbereichs“ seien (BOLTEN o. J.). Dabei gehört der Einzelne verschiedenen kulturellen Akteursfeldern an, die durch seine Person gebündelt und miteinander verknüpft werden. Bolten exemplifiziert an einem Beispiel, dass die Beziehung zweier Akteure zugleich durch Interkulturalität und durch Kulturalität geprägt sein kann: Zwei überwiegend in unterschiedlichen Kontexten sozialisierte Akteure A und B können „in einem gemeinsamen (z. B. beruflichen) Handlungskontext durchaus ‚gemeinschaftliche‘ Konventionen, Plausibilitäten und Normalitätsregeln entwickeln [...], so dass die Interkulturalität dieser Zusammenarbeit in diesem Kontext inzwischen bereits die fließende Grenze zur Kulturalität überschritten hat. Wenn B jedoch bekennendes Mitglied einer Konfession ist, zu der A bislang überhaupt keinen Kontakt gehabt hat, und B ihn nach der Arbeit zu einer Feier in einem entsprechenden konfessionellen Kontext einlädt, kann für die Beziehung zwischen beiden plötzlich wieder die interkulturelle Perspektive dominieren. Da beide Handlungsfelder – das berufliche und das außerberufliche – durch die Reziprozitätsbeziehungen der beiden Akteure wiederum miteinander verknüpft sind, wird die Art und Weise, wie A und B im beschriebenen außerberuflichen Kontext ‚interkulturell‘ interagieren, Einfluss auf ihre bereits ‚kulturalisierten‘ Reziprozitätsbeziehungen nehmen (et vice versa). Interkulturalität ist damit jedoch nicht nur mehrwertig und relational, sondern auch relativ: Derselbe (gemeinsame) Handlungskontext kann von A aufgrund nicht erkennbarer Relevanz, mangelnder Vertrautheit und Plausibilität als interkulturell empfunden werden,

2 Sprachbasierte Identitätskonstitution

Heiner KEUPP (2005) zufolge ist Identitätsarbeit ein lebenslanger Prozess, in dem sich Identität aus mannigfaltigen, durch situative Selbsterfahrungen gewonnenen Teilidentitäten zusammenfügt.

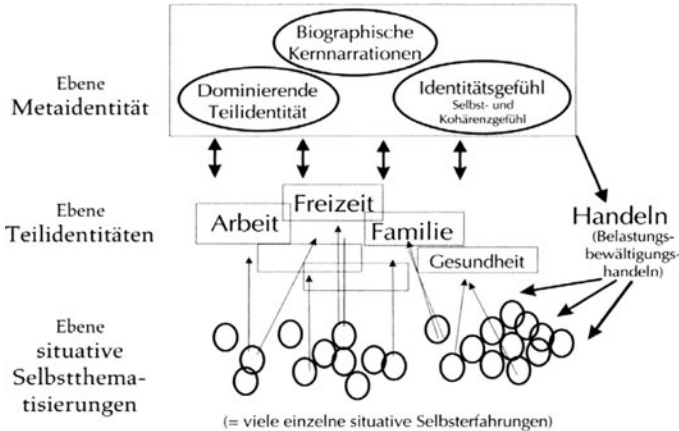


Abb. 1 Das Keupp'sche Modell (zit. n. KRESIĆ 2007: 5)

Dieses Modell greift Marijana Kresić auf, wobei sie feststellen muss, dass in den meisten (post-)modernen Identitätstheorien die „Sprache als Medium der Identitätskonstitution“ einen geringen Stellenwert hat, und meint, dass „Identitätskonzepte, die die Zeichen- und Sprachbasiertheit der Selbstkonstitution nicht in ihre Modellbildung integrieren, eine deutliche Lücke auf[weisen]“.⁴ Sie schlägt deshalb ein varietätenlinguistisch ausgerichtetes Modell vor, das „Modell der multiplen Sprachidentität“. Am Beispiel einer Frau mit einer ausdifferenzierten Identität und einem multiplen sprachlichen Repertoire demonstriert Kresić die komplexen Zusammenhänge (vgl. KRESIĆ 2007: 7–18). Die verschiedenen Teilidentitäten hängen demnach eng

während B dies aus seiner Kulturalitäts- und damit Normalitätsperspektive heraus vielleicht noch nicht einmal bemerkt“ (BOLTEN o. J.).

⁴ Sie betont, dass „[d]urch die Vernachlässigung des sprachlichen Verhaltens in der Theoriebildung [...] m. E. aus dem Blick [gerät], dass es gerade der Gebrauch bestimmter Einzelsprachen und sprachlicher Varietäten ist, der die Identitäten von Akteuren konstituiert. Diese treten in den verschiedenen Situationen, in denen die jeweiligen Teilidentitäten aktiviert sind, ja meist als sprechende Akteure auf“ (KRESIĆ 2007: 6).

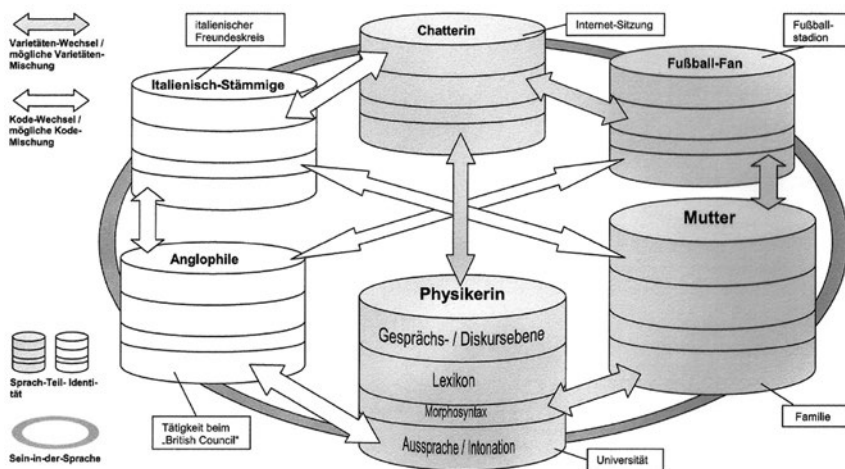


Abb. 2: Kresić' Modell der multiplen Sprachidentität (KRESIĆ 2007: 15)

mit der sozialen Rolle der jeweiligen Person zusammen und ergeben sich aus der Verwendung einer bestimmten Varietät (gekennzeichnet durch die dunkelgrauen Elemente) bzw. einer Einzelsprache (markiert durch die hellgrauen Elemente). Über den Gebrauch einer Sprache/Varietät konstruiert die Sprecherin (bewusst oder unbewusst) kontextspezifisch jeweils eine ihrer Teilidentitäten (z. B. die Teilidentität/soziale Rolle als Physikerin mit der dazugehörigen Fachsprache für den Diskurs mit Fachleuten/Laien). Für eine Teilidentität und die diese konstituierende Sprache/Varietät verwendet Kresić die Bezeichnung Sprach-Teil-Identität und versucht deren vielschichtiges Gefüge mithilfe eines tortenförmigen Gebildes, der Grundeinheit des Modells, darzustellen. Als „Tortenschichten“ sind die wichtigsten Ebenen der linguistischen Deskription dargestellt (Intonation/Aussprache, Morphosyntax, Lexikon und Gesprächs-/Diskursebene). Der regelmäßige Wechsel zwischen den einzelnen Varietäten und Sprachen des Repertoires führt zu einer internen Dynamik des Modells, darüber hinaus kann bei jedem Wechsel der Kommunikationspartner und Interaktionssituation ein Kode- oder Varietätenwechsel eintreten.⁵ Es wird deutlich, dass die Sprecherin – und folglich jeder Sprachteilhaber – über

⁵ Kresić verweist in diesem Zusammenhang u. a. auf Kode-Mischung zwischen dem Deutschen und dem Englischen auf der lautlich-phonetischen Ebene (das Englische wird mit einem leichten deutschen Akzent gesprochen) bzw. Varietäten-Mischung zwischen der

multiple Sprachkompetenzen verfügt: „Individuelle Mehrsprachigkeit erweist als Normalfall [sic!] und kann als innersprachliche – das Beherrschen verschiedener Basis-, Meso- und Akrolekte – sowie als fremdsprachliche Multilingualität in Erscheinung treten“ (KRESIĆ 2007: 14).⁶

Dieses Modell stellt einen wertvollen Ansatz zur Erfassung der sprachlichen Identität eines Menschen dar, indem es versucht, die einzelnen Sprachidentitäten und die dynamischen Elemente von Identität greifbar zu machen. Es kann aber nicht die hierarchischen Beziehungen zwischen den einzelnen Varietäten abbilden. So wird in der Fachliteratur immer wieder die Bedeutung der Erstsprache, der Muttersprache, betont, die dem Menschen, einen ersten und dominanten Zugang zum Weltbild verschafft. In der Pädagogik wird ebenfalls die Wichtigkeit der Trennung von Primär- und Sekundärsprache hervorgehoben, ohne dass dabei nur an Mehrsprachigkeit gedacht wird:

Auch wenn man sich zeit seines Lebens nicht über die Muttersprache hinausbewegt, gibt es eine Stufenfolge von Spontan- und Bildungssprache, zumindest wenn es sich um eine Kultursprache mit schriftsprachlicher und formalsprachlicher Tradition handelt. Die Erweiterung der sprachlichen Kompetenz über die primäre Spontansprache hinaus im formalen Schul- und sonstigen Unterricht ist ein wesentlicher Bestandteil der Bildung und Ausbildung jedes Menschen in einer modernen Umwelt, auch wenn er keine Fremdsprachen erlernt. Hierbei werden kulturelle Register erlernt, die über die Spontansprache hinausgehen; diese kulturellen Register basieren zwar auf demselben Sprachsystem wie die Spontansprache, sie nutzen dessen Potentialitäten in Lexik und Syntax jedoch auf andere Weise aus. Der Gegensatz von Primär- und Sekundärsprache ist in allen höher entwickelten Gesellschaften präsent und nicht auf mehrsprachige Konstellationen beschränkt. In dieser Perspektive relativiert sich der Gegensatz

Chat-Varietät und der Fußball-Sprache auf z. B. lexikalischer Ebene (während des Austauschs über Fußballthemen in einem Chatkanal) (vgl. KRESIĆ 2007: 7).

⁶ In Anlehnung an das dreischichtige Modell kollektiver Repertoires von Dieter Halwachs bezieht sich Basilekt (auch: Kernschicht) auf die Diatypen des sozialen Mikrokosmos, d. h. auf die unmittelbare soziale und regionale Umgebung (Familie, Freundeskreis usw.) und umfasst Kleingruppen-Soziolekte, Dialekte, Stadtmundarten; Mesolekt (auch: Zwischenschicht) zielt auf die Diatypen des sozialen Makrokosmos ab, d. h. auf das weitere soziale und regionale Umfeld (Bekannte, Arbeitskollegen usw.) und umfasst Regiolekte, Technolekte, Großgruppensoziolekte; Akrolekt (auch: äußere Schicht) betrifft die normierten Diatypen der Öffentlichkeit im kulturellen Großraum (Verwaltung, Schule, Medien...), d. h. den gesprochenen und den kodifizierten (= geschriebenen) Standard. Dabei ist der Akrolekt, in unserem Fall das Standarddeutsch, die Form, die alle Lekte dominiert (hier zit. n. KRESIĆ 2007: 13).

von gesellschaftlicher Einsprachigkeit und Mehrsprachigkeit. (BOSSONG 1994: 6)

Besonderen Einfluss hat somit die schulische Sozialisation, die sozusagen als vermittelnde Instanz zwischen normierter Sprache/Sprachkodex (s. „Bildungssprache“, „Kultursprache mit schriftsprachlicher und formalsprachlicher Tradition“) und Spontansprache fungiert.

Fernerhin vermag das Modell auch nicht die äußeren und inneren Einflüsse, die z. B. aus Akzeptabilitätsbeurteilungen des Sprachgebrauchs resultieren, darzustellen. Letztere sind jedoch grundsätzlicher Natur, wobei als deren Orientierungsmuster die (bundesdeutsche) Standardsprache dient, zu der im Folgenden einige Ausführungen gemacht werden.

3 Zum Standarddeutschen

„Jede natürliche Sprache stellt ein Gefüge von regionalen, sozialen, stilistischen und medialen Varietäten dar, hat also ihre eigene ‚Architektur‘ (COSERIU 1988: 265) von Standard- und Substandardvarietäten, Dialekten, Sprachniveaus und Sprachstilen“ – heißt es bei Vilmos ÁGEL (2008: 64–65). Unter dem Begriff ‚Varietät‘ wird nach Hadumod Bußmann „eine bestimmte kohärente Sprachform“ verstanden, „wobei spezifische außersprachliche Kriterien varietätendifferenzierend eingesetzt werden können: Eine geographisch definierte Varietät nennt man Dialekt, eine im ‚sozialen Raum‘ begründete Varietät Soziolekt, funktionale Varietäten Fachsprachen bzw. Sondersprachen, situative Varietäten, Register“ (BUSSMANN ²1990: 827).

Historisch gesehen ist das „Deutsche“ eine Standardsprache, die sich aus dem Hochdeutschen, d. h. den Dialekten Mittel- und Süddeutschlands, entwickelt hat und in schriftlicher und mündlicher Form überregional gebraucht wird, vgl. die Bußmann’sche Definition von Standardsprache:

Seit den 70er Jahren in Deutschland übliche deskriptive Bezeichnung für die historisch legitimierte, überregionale mündliche und schriftliche Sprachform der sozialen Mittel- bzw. Oberschicht; in diesem Sinn synonyme Verwendung mit der (wertenden) Bezeichnung ‚Hochsprache‘. Entsprechend ihrer Funktion als öffentliches Verständigungsmittel unterliegt sie (besonders in den Bereichen Grammatik, Aussprache und Rechtschreibung) weitgehender Normierung, die über die öffentlichen Medien und Institutionen, vor allem durch das Bildungssystem kontrolliert und vermittelt werden. Die Beherrschung der S. gilt als Ziel aller sprachdidaktischen Bemühungen. (BUSSMANN ²1990: 732)⁷

7 Auch Ekkehard Felder weist darauf hin, dass in den letzten Jahrzehnten die Linguistik

Aus Platzgründen kann nicht detaillierter auf damit Verbundenes, dass das Deutsche eine plurizentrische Sprache, d. h. eine Sprache mit mehreren Standardvarietäten, ist, eingegangen werden.⁸ Es spielt hier lediglich eine Rolle, dass man Vollzentren (die über eigene Nachschlagewerke verfügen, z. B. Wörterbücher: Deutschland, Österreich, deutschsprachige Schweiz) und Halbzentren (ohne eigene Nachschlagewerke, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien, Südtirol) annimmt. Mit dem Vorhandensein von Nachschlagewerken hängt das wesentliche Merkmal der Sprachnormierung zusammen, worunter „die Ausarbeitung und Kodifikation einer Norm und somit die Schaffung einer Standardsprache“ zu verstehen ist (LEHMANN o. J.).⁹ Standard lässt sich demgemäß als eine Varietät auffassen, „deren Normen in gegenseitiger Übereinstimmung unter den Normautoritäten, Kodifizierern, Modellsprechern bzw. Modellschreibern und Sprachexperten einer Sprachgemeinschaft [...] ausgehandelt werden“ (DOVALIL 2013: 68). Als Instanzen, die die für die jeweilige Gesellschaft relevanten (expliziten) Sprachregeln enthalten, können Sprachkodizes betrachtet werden. Wolf Peter Klein definiert den Kodex-Begriff folgendermaßen:

Zum **Sprachkodex** einer Sprache gehören alle metasprachlichen Schriften, die für eine Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt als Normautoritäten zur Verfügung stehen und von ihr auch als Normautorität wahrgenommen werden. Der Sprachkodex kann sich auf unterschiedliche Ebenen und Instanzen der Sprache beziehen: Aussprache, Schreibung, Grammatik (Wort- und Wortformenbildung, Syntax), Lexik, Semantik, Pragmatik. (KLEIN 2014: 222, Hervorhebung im Original)

dem deskriptiven Terminus ‚Standardsprache‘ den Vorzug gab, „um Sachlichkeit und Unparteilichkeit zu demonstrieren und naheliegende soziologische Konnotationen mit elitärer Tendenz zu vermeiden“, aber neuerdings eine verstärkte Verwendung der Bezeichnung ‚Hochsprache‘ in linguistischen Publikationen zu beobachten sei (FELDER 2003: 473).

⁸ Zu Schwierigkeiten und Versäumnissen hinsichtlich der lexikographischen Erfassung von Regionalismen siehe u. a. KORHONEN (2013). Ein außerordentlich facettenreiches Bild des Gegenwartsdeutschen vermittelt das *Variantenwörterbuch des Deutschen* (vgl. AMMON/BICKEL/LENZ 2016).

⁹ Das Verhältnis von Norm und System ist außerordentlich kompliziert und mehrdimensional. Zwischen beiden ist allerdings eine eindeutige Grenzziehung nicht möglich, denn das, was in einer Dimension der Norm zuzuordnen ist, kann in einer anderen Dimension funktional bedingt sein und dadurch dem System angehören oder umgekehrt, wobei beide kontinuierlicher Veränderung ausgesetzt sind (vgl. Ágel 2008). Eine profunde Darstellung des verzwickten Verhältnisses von System und Norm findet sich bei ÁGEL (2008: 64–84).

All dies kommt dem Wunschdenken der meisten Sprachteilhaber entgegen, denn sie bestehen auf verlässlichen, konsistenten (und immerwährenden) Sprachvorgaben, an die sie sich halten können.¹⁰ Das bis heute beharrliche Festhalten an der „Vorstellung, dass jede Sprache eine unveränderliche Grundform besitzt“, lässt sich bis in die Zeit der Herausbildung der europäischen Standardsprachen zurückverfolgen, worin sich auf Martin Durell referierend verschiedene eng verknüpfte Mythen offenbaren, wie der „Mythos der sprachlichen Homogenität“ oder der „Mythos einer althergebrachten, reinen Sprache“ (DURELL 2014: 13).¹¹ Damit war/ist verbunden, dass bei konkurrierenden Formen eine „selbstverständlich ‚falsch‘ oder ‚minderwertig‘“ zu sein hatte/hat (DURELL 2014: 15). Nicht unwesentlich ist außerdem die Frage nach dem Verhältnis zwischen Kodifizierungsinhalten/-aktivitäten und übergreifenden sprachlichen Entwicklungsprozessen (vgl. KLEIN 2014: 231), u. a. geht es darum, wann und wie Sprachwandelprozesse in die (eigentlich konstitutiv konservativ zu charakterisierenden) Kodizes einfließen.

Wer zeichnet dafür verantwortlich, was als standardsprachlich zu betrachten ist? Von Relevanz scheinen zwei Konzepte zu sein, das Souverän-Konzept von Markus HUNDT (2009) und das Konzept der Sprachmanagementprozesse von Vít DOVALIL (2013). Hundt bezieht den Ausdruck *Sprachsouverän* auf alle Sprachproduzenten, d. h. alle „normalen Nutzer der deutschen Sprache“, wobei diese „i.d.R. unbewusst sprachnormverbreitend und indirekt sprachnormverbreitend [agieren]. Dies geschieht z. B. durch das Aufgreifen neuartiger Sprachmuster, durch die Weiternutzung bekannter Sprachmuster oder durch die Nichtnutzung denkbarer (systemmöglicher) oder ungrammatischer Sprachmuster“ (vgl. HUNDT 2009: 122–123). Berechtigt kritisiert Dovalil an dem Konzept, dass nicht jeder Sprachbenutzer in gleichem Maße an Entscheidungsprozessen über Standardsprachlichkeit teilhat, was mit der „Existenz (von Normen) der Standardvarietäten und de[n] damit verbundenen sozialen Ungleichheiten“ (DOVALIL 2013: 67) erklärbar ist. Dessen ungeachtet muss man festhalten, dass jeder Sprachbenutzer ein Urteil über seinen

10 „Dass Sprachbenutzer Konsistenz wünschen und als Arbeitshypothese voraussetzen, zeigt die Begeisterung für die DUDEN-Zweifels-Hotline oder Bücher wie Sicks *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*“, stellen Bernhard Fisseni und Bernhard Schröder fest (vgl. FISSENI/SCHRÖDER 2013: 64).

11 Charakteristisch für sprachliche Ideologien sei, dass sie kulturspezifische, meist „unreflektierte tradierte Glaubensinhalte darstellen; als solche sind sie ausgesprochen dogmatischer Natur und lassen sich am ehesten als verbindliche, normative Glaubensaussagen über Sprache beschreiben“ (MAITZ 2015: 207, Hervorhebung im Original).

Sprachgebrauch und den der anderen fällt und demzufolge, wenn auch nur in einem engen sozialen Umfeld, Teil des Souverän-Konzepts ist.

Mit Managementprozessen bezieht sich Dovalil auf Prozesse, in denen Sprach-/Normautoritäten aktiv auf die Aneignung des Standards hinwirken. Solche Prozesse setzen bei normativen Erwartungen an, deren Verletzung einen Eingriff in den Sprachgebrauch erforderlich zu machen scheint. Dabei weisen „[d]ie implementierten Maßnahmen (Korrekturen im weitesten Sinne des Wortes) [...] die durchgesetzten Veränderungen nach. Für die kognitiven Erwartungen gilt es hingegen nicht; die von den kognitiven Erwartungen initiierten Prozesse brechen vor der Implementierung ab und führen deshalb keine Veränderungen im Sprachgebrauch herbei“ (DOVALIL 2013: 76).

Die Herausbildung der Standardsprache, die im 19./20. Jahrhundert ihren Höhepunkt erlebte, stellt „eine großartige kulturelle Leistung“ (HÜNING 2013: 3) dar. Ihre Beherrschung ist entscheidend für den Bildungserfolg und damit – wie immer wieder betont wird – für die beruflichen Chancen.¹² Eine Verklärung der Standardsprache kann allerdings auch zu einer „Überhöhung der eigenen standardsprachlichen Norm als Ideal und einzig wirkliche Sprache in weiten Teilen der Sprachgemeinschaft“ führen (HÜNING 2013: 5). Diese Standardsprachenideologie kann zur Folge haben, dass, wenn „der Standardsprachenstatus angezweifelt wird, [...] das gerne gleich als Angriff auf die politisch-gesellschaftliche Autonomie und letztlich auch auf *die eigene Identität* gesehen“ wird (HÜNING 2013: 13–14, Hervorhebung Autorin).

Im Folgenden soll dies exemplarisch an unterschiedlichen Gegenständen der sprachlichen Bewertung aufgezeigt werden: Zum einen geht es um systematische Strukturen (Konstruktionen mit *kriegen* und *tun*) und zum anderen um dialektale bzw. dialektal-soziale Phänomene.

3 Akzeptabilitätsurteile intra- und interkulturell

3.1 Fallbeispiel 1: Sprachvariation – intrakulturell

An zahlreichen Beispielen lässt sich der Einfluss von Expertenmeinungen auf den Gebrauch von sprachlichen Formen/Konstruktionen – d. h. von Sprachmanagementprozessen – anschaulich nachweisen. Als Fallbeispiel aus dem Standard sei zunächst das auxiliare *kriegen* im sog. Rezipientenpassiv

¹² Die Beherrschung der Standardsprache ermöglicht dem Individuum am „wirtschaftlichen, juristischen, kulturellen und sonstigen gesellschaftlichen Leben (diastatische Sichtweise)“ (FELDER 2003: 488) teilzunehmen.

erwähnt: Die ältesten schriftsprachlichen Belege für dieses Passiv liegen aus dem 16. Jahrhundert vor und wurden gerade mit dem auxiliaren *kriegen* gebildet, vgl. *Bat mich, ich wollt die kunst nicht schweigen, ich soll't sie wohl belohnet kreigen* [sic!] (um 1590, zit. n. EROMS 1978: 365). Im 19. Jahrhundert, als sich das Rezipientenpassiv bereits in Konstruktionen, die den heutigen Formen weitgehend entsprechen, durchgesetzt zu haben scheint, stehen Konstruktionen mit auxiliarem *bekommen*, *erhalten* und *kriegen* nebeneinander. Das Verb *kriegen* hatte also die Auxiliarverben *bekommen* und *erhalten* als Konkurrenten bekommen. Warum? Die Erklärung liefert die durchgängige Be-/Verurteilung des Verbs *kriegen* durch Sprach-/Normautoritäten (Grammatiker, Wörterbuchverfasser, Sprachpuristen, Lehrpersonal usw.) (vgl. SZATMÁRI 2010, 2016).

Die überwiegend negative Bewertung des Gebrauchs von *kriegen* führte scheinbar zu einer Verdrängung des Verbs aus der Schriftsprache, denn wer dem Bildungsbürgertum angehören wollte, hatte es zu meiden. Diese Verbannung des einstigen Dichterwortes, wie Martin Opitz¹³ es noch nannte, lässt sich auch im gegenwärtigen Deutsch nachweisen, wie eine Google-Recherche belegt (Hervorhebungen im Original, Fettdruck Autorin):¹⁴

IDS-Korpus „Deutsch heute“¹⁵

Und naja, ansonsten noch Wörter *tun*, *machen*, *kriegen* soll man nicht sagen, weil das sind Wörter, die nur so, ähm, ich weiß nicht warum, aber es [sic!] sind **auf jeden Fall keine ordentlichen Wörter** [Ein Oberstufenschüler aus Zittau erzählt, welche Wörter man laut seiner Deutsch-Lehrerin vermeiden sollte.]

13 Opitz äußert sich folgendermaßen zu *kriegen*: Es sei ein Wort „mit dem gewähltesten, ja edelsten inhalte“; ein „dichterwort“ (vgl. DWB 2252–2253).

14 Die Diskrepanz zeigt sich auch deutlich bei der Abfrage beim Wortschatz-Portal der Universität Leipzig, wo für *kriegen* die Anzahl 6.463 angegeben ist und sich unter seinen signifikanten linken Nachbarn kein Partizip II findet, das eine Zuordnung zum Rezipientenpassiv erlauben würde. Bei *bekommen* dagegen beträgt die Anzahl 88.715 und es werden unter den linken signifikanten Nachbarn zahlreiche die Bildung des Rezipientenpassivs markierende Partizip II-Formen (z. B. *angeboten*, *ausgezahlt*, *erstattet*, *geliefert*, *geschenkt*, *serviert*, *zugeteilt*, *zugesprochen*, *verliehen*) aufgelistet, vgl. <http://wortschatz.uni-leipzig.de> [05.04.2017].

15 Quelle: Grammis 2.0. Grammatik in Fragen. http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/fragen.ansicht? v_id=4533 [20.12.2015].

Bastian Sick in einer Zwiebfisch-Kolumne¹⁶

„Nach Wahldebakel: SPD schmeißt Schröder raus“ – „Der Kanzler kriegt die rote Karte.“ Sätze wie diese sind vorstellbar. Aber Sie werden Sie hoffentlich niemals in einer seriösen Zeitung lesen müssen. Nicht aus Rücksicht auf den Kanzler, sondern aus Respekt vor der Sprache.

Fazit: *Schmeißen* und *kriegen* sind heute keine »Bäh«-Wörter mehr, gelten **aber immer noch als umgangssprachlich**. Wenn **gepflegter Ausdruck** verlangt ist, sollte man sich **besser** an *werfen* und *bekommen* halten.

Blogger 2006–2007 zum Rezipientenpassiv
(*er hat ein Buch geschenkt bekommen*)¹⁷

„Über das Alter dieses Phänomens kann ich dir jetzt nicht viel sagen, aber das ist gutes Deutsch was du geschrieben hast. Würde ich auch so benutzen.

Benutzt aber nicht kriegen, das hört sich schrecklich an.“

Kriegen heißt es emotionsgeladen „soll man nicht sagen“, „hört sich schrecklich an“, „niemals in einer seriösen Zeitung lesen müssen [...] aus Respekt vor der Sprache“, gilt „immer noch als umgangssprachlich“, so dass, wenn „gepflegter Ausdruck“ erforderlich wird, man sich „besser an [...] *bekommen* halten“ sollte. Unter Berufung auf „Respekt vor der Sprache“ bzw. den „gepflegten Ausdruck“ (was immer beides heißen mag) wird hier die Selbstinszenierung durch den sprachlichen Ausdruck gelenkt. Es zeigt sich aber auch, dass spontansprachliche Urteile der „Sprachsouveränen“ („Benutzt aber nicht *kriegen*, das hört sich schrecklich an.“) mitwirken und den über dieses Verb verhängten Bann festigen.¹⁸

Oben erwähnte Sprecherin als Sprachsouverän hat demzufolge das Dilemma zu lösen: Im Alltag häufig (vielleicht auch von ihr) verwendete Konstruktionen

16 Sick, Bastian: Fragen an den Zwiebfisch: Sind „schmeißen“ und „kriegen“ tabu? <http://www.spiegel.de/kultur/zwiebfisch/fragen-an-den-zwiebfisch-sind-schmeissen-und-kriegen-tabu-a-289968.html> [20.12.2015].

17 Quelle: <http://forum.wordreference.com/threads/das-bekommen-passiv.253230/> [04.01.2016].

18 Hundt führt u. a. dazu aus: „Wenn die Konstruktion aufgrund der Markiertheit allerdings abgelehnt wird (negatives Akzeptabilitätsurteil: *sagen nur sprachlich Minderbemittelte, sagt man nur in Süddeutschland, kein richtiges Deutsch, da stimmt irgendetwas nicht* etc.), dann erfolgt im weiteren Verlauf der Konstruktionsprüfung in der Regel nur selten der Rückgriff auf bewusstes grammatisches Wissen (der Sprecher/Schreiber) oder gar der Rückgriff auf Grammatiken. [...] Konstruktionen, die einmal als inakzeptabel und ungrammatisch bewertet worden sind, bleiben dann außen vor“ (HUNDT 2009: 126).

mit *kriegen* in der Schriftsprache zu vermeiden und als Mutter ihren Kindern diese Norm – auf der Ebene der Spontan- bzw. Bildungssprache – verständlich zu machen, bis zu einem gewissen Grade durchzusetzen (eine unbestreitbare Akzeptanz wird diesen Konstruktionen ja zugesprochen, wie der ständige Hinweis auf „umgangssprachlich“ zeigt) (sie operiert im intimen Register).¹⁹ Als Dozentin hat sie eine ähnliche Aufgabe – im formellen Register –, indem sie Studierende auf „unangemessene“ Sprachverwendung hinweist bzw. diese in ihren eigenen wissenschaftlichen Abhandlungen meidet.

Die inszenierte Verpönung des Verbs bedingt durch die Angemessenheitsvorstellung der Spachteilhaber nimmt somit im Laufe der Zeit die Form des Selbstlaufs an, denn „Interaktionsteilnehmer verdeutlichen selbst ihre Normorientierung und die Art der Normen dadurch, dass sie sprachbewertungsanzeigende Handlungen in Interaktionen vornehmen“ (DEPPERMANN/HELMER 2013: 117).²⁰ Dabei geht es hier u. a. auch um den Einfluss von auf die Sprachrichtigkeit zielende Fremdkorrekturen, die ebenfalls im privaten Bereich zum Tragen kommen, denn „das traditionelle Bildungsmilieu zeichnet sich gerade durch die Verbindlichkeit des Standards auch im Privaten aus“ (DEPPERMANN/HELMER 2013: 116). Fremdkorrekturen sind ein schwerer *face*-Angriff:

Das Prestige des Sprechers ist keineswegs automatisch bedroht, sobald er keine Standardformen benutzt. Sehr wohl aber ist ein Sprecher, der keine Standardformen benutzt, stets der Gefahr ausgesetzt, sein *face* zu verlieren, wenn es anderen gelingt, die Normativität des Standardsprechens relevant zu setzen und ihn auf dieser Grundlage als inkompetent zu diskreditieren. (DEPPERMANN/HELMER 2013: 122, Hervorhebung im Original)²¹

19 Vergleichbares bezieht sich auf ihre Sprachidentität als Fußballfan oder Chatterin. Im Internet kann man u. a. folgende Beispiele finden: *Chip im Ball: Schiedsrichter sollen Technik-Hilfe kriegen* (<https://www.welt.de/newsticker/news3/article113761349/> [22.04.2017]); *FIFA 17: Frankfurt-Ingolstadt 0–1 //Meier kriegt den Ball nicht im Tor untergebracht* (<https://www.youtube.com/watch?v=IMwsR7-ZR1c> [22.04.2017]); *Wieso kriegt der Bruno so einen Palast da hingestellt?* (<http://hsv-blog.abendblatt.de/2015/04/27/> [22.04.2017]).

20 In Anlehnung an DOVALIL (2013) kann man hier von Sprachmanagementprozessen sprechen.

21 Hüning stellt – wenn auch im Zusammenhang mit dem Sprach- und Einbürgerungstest für Migranten – fest, dass „die normierte und reglementierte Standardsprache immer noch und immer wieder dazu verwendet [wird], eine Grenze zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen intellektueller Elite und der Masse aufzubauen und aufrecht zu erhalten“ (HÜNING 2013: 14).

Ein ähnliches Schicksal „erleidet“ die auxiliare *tun*-Konstruktion.²²

Aber nicht nur einzelnen Lexemen gegenüber finden sich stigmatisierende Expertenurteile, sondern auch regionale Nonstandardvarietäten und ihre Sprecher werden nicht selten diskriminiert. Péter Maitz weist z. B. darauf hin, dass die sprachliche Ideologie u. a. beinhaltet, dass „das beste Hochdeutsch in Norddeutschland, respektive in und um Hannover gesprochen wird“. Dies ist für die Be-/Verurteilung des Sprachgebrauchs außerordentlich bedeutsam, denn der sprachliche „Hannoverismus“ wird

auch von Personen vertreten [...], die unter Umständen nie selbst in Hannover waren oder einen Hannoveraner sprechen gehört haben; und ironischerweise sogar auch von Menschen, die im Süden Deutschlands leben und deren Sprachgebrauch gerade im Lichte dieser Ideologie als defizitär beurteilt und stigmatisiert wird. (MAITZ 2015: 208)

Derartige sprachliche Ideologien werden kaum hinterfragt und von Generation zu Generation weitergetragen. Solchem sprachlichen Dogmatismus den Kampf anzusagen, erfordert eine große Entschlossenheit, denn ein Erfolg wird sich – wenn überhaupt – sehr langsam einstellen. Vor diesem Hintergrund im intrakulturellen Bereich lässt sich leicht nachvollziehen, dass sprachliche Abweichungen in der interkulturellen Kommunikation, wie im Fall der Ethnolekte, auf starkes öffentliches Interesse stoßen und ein äußerst brisantes Thema sind.

3.2 Identitätskonstruktion mit und durch (Mehr-)Sprachen, Markierung von Gruppenzugehörigkeit

In vielen europäischen Ländern ist in Großstädten mit einer hohen Konzentration von Einwanderungsgruppen eine Entwicklung zu beobachten, bei der die Kommunikation vor allem von Jugendlichen mit Migrationshintergrund über eine Kommunikationssprache erfolgt, die auf der jeweilige Landessprache/Standardsprache basiert und eine multiethnische Ausformung enthält. Ende der 1990er Jahre wurde die Erscheinung in Holland beobachtet und *strattaal* ‚Straßensprache‘ genannt. In Frankreich wird *Verlan*,²³ in Dänemark

²² Sie konnte bis zum Frühneuhochdeutschen „als völlig unproblematische Konstruktion verwendet werden“ (HUNDT 2009: 130). Seit dem 17./18. Jahrhundert aber wird sie stigmatisiert, indem man sie als Sprache der „gemeinen Leute“ und „Handwerksburschen“ (GÜNTNER 2011: 32) apostrophierte und dadurch aus der Standardsprache verbannte, ohne sie aus der gesprochenen Alltagssprache verdrängen zu können (weitere Ausführungen zur *tun*-Periphrase finden sich u. a. bei EROMS 2004: 18–22 und DURRELL 2014: 19–21).

²³ Der *Verlan* bildete sich seit den 1950ern im Arbeiter- und Migrantenmilieu heraus und hat sich bis heute gehalten. Über die Medien (Filme, Hip-Hop-Künstler) erlangte er

københavnsk multiethnolekt ‚Kopenhagener Multiethnolekt‘, in Norwegen *byvankerslang* oder *kebabnorsk*; in England *Multicultural London English* (MLE) oder in der Schweiz *Ethnolektales Schweizerdeutsch* gesprochen (vgl. HÜNING 2013, MEISE 2011, JANNEDY 2012: 82, KOWAL 2013: 87). Im Schwedischen wurde diese Erscheinung in den 1960er Jahren zuerst als *halvspråkighet* ‚Halbsprachigkeit‘ dann *rinkebysvenska* ‚Schwedisch aus Rinkeby‘ (nach dem Stadtteil mit der höchsten Einwanderungszahl in Stockholm) bezeichnet; in den letzten Jahren scheint sich die Bezeichnung *multiethniskt ungdomsspråk* ‚multiethnische Jugendsprache‘ zunehmend durchzusetzen.²⁴

Vergleichbare Entwicklungen – regional eingefärbt – gibt es auch in Stadtteilen von deutschen Großstädten (z. B. von Berlin (Kreuzberg, Neukölln, Wedding), Mannheim, Frankfurt und Freiburg), in denen geballt Menschen mit Migrationshintergrund leben. Dort hat sich eine Sprechweise herausgebildet, die durch morphosyntaktische und lexikalische Eigentümlichkeiten geprägt ist:

So wird aus „ich“ beispielsweise „isch“, was ähnlich im Rheinland vorkommt und im Berliner „nüscht“. Wir finden neue Funktionswörter wie „lassma“ und „musstu“ („lass uns mal“ und „musst du“) und Zusammenziehungen wie „ischwör“ („ich schwöre“), mit dem eine Aussage bekräftigt wird – ganz ähnlich, wie umgangssprachlich die Zusammenziehung „glaubich“ eine Aussage abschwächt. Das Wort „so“ wird nicht nur zum Vergleich verwendet, sondern auch zur Betonung („Ich höre Alpa Gun, weil er so aus Schöneberg kommt.“), so entsteht ein neues Funktionswort, das wir übrigens auch außerhalb von Kiezdeutsch finden. Das ist nicht schlampig formuliert, sondern hat System. (WIESE 2012: o. S.)²⁵

Alltagstauglichkeit. Verlan bedeutet Umkehrung von Silben (*à l'envers* dt. ‚umgekehrt‘; z. B. *garetteci* aus *cigarette* ‚Zigarette‘) und seit etwa zehn Jahren existiert „eine bestimmte Form des Verlan – bestehend aus einem festen Vokabular – [, die] von allen Menschen in Frankreich mehr oder minder verstanden und auch gebraucht [wird]“ (SPRACHENNETZ 2014: o. S.).

24 Die Varietät wird als schwedischer Slang aufgefasst und ist durch folgende Merkmale geprägt: Abweichung der Aussprache vom Standardschwedischen; Abweichungen im Wortschatz, wobei die lexikalischen Einheiten aus dem Türkischen, Arabischen, Serbischen usw. kommen; Reduktionen in Morphologie und Syntax. Einige Wörter erscheinen als umgangssprachliche Ausdrücke bereits in den Wortlisten der Schwedischen Akademie (guss ‚Mädchen‘, keff ‚schlimm‘, vgl. KOWAL 2013: 88).

25 Heike Wiese betreibt im Rahmen ihrer Forschungen das Infoportal zu Jugendsprache in urbanen Wohngebieten mit hohem Migrantenanteil: Informationen für Interessierte und Handreichungen für Schulen, das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unterstützt wird (<http://www.kiezdeutsch.de/>), wo zum Identitätsverständnis auch der folgende Satz zu lesen ist: „Im Endeffekt sind wir Kreuzberger – Berliner – Deutschländer – Weltbürger!“

Begrüßungen, Verabschiedungen, Schimpfwörter, Drohformeln oder Flirtsprüche: Im Ethnolekt schrumpft der deutsche Gesamtwortschatz kontinuierlich zusammen. Einfache Satzkonstruktionen werden aus Subjekt, Prädikat und Objekt gebildet, Artikelformen und Präpositionen weggelassen („wenn wir Hochzeit gehen“), Genera verändert („son großer Plakat“), und oft fehlen die Pronomen („die haben mir beigebracht“). Beim sogenannten Codeswitching werden mitten im Satz türkische, arabische oder serbokroatische Lehnwörter eingebunden: „yalla“ für „auf geht’s“ oder „wallah“ (bei Gott), wenn etwas mit Nachdruck versichert wird. „Isch schwör“ bekräftigt eine Aussage, alles in Ordnung heißt „Tamam“, und Einschübe wie „Lan“ oder „Moruk“ sind im Ethnolekt ebenso geläufig wie die deutsche Entsprechung: „Alda“. Außerdem zählen Ausrufe wie „weis-su“, „krass“ oder „korrekt“ dazu. Wichtig bei der Aussprache ist die spezielle Stakkato-Intonation – und typisch die sogenannte Koronalisierung des Ich-Lauts: Isch, misch, disch. Ein mustergültiger Satz lautet: „Isch geh gleich U-Bahn.“ (HARUNA 2011: o. S.)

Hinsichtlich der Kategorisierung dieses sprachlichen Phänomens, das u. a. als ‚Kiezdeutsch‘²⁶ bezeichnet wird, entbrannte eine heftige Diskussion: Dabei reichen die Auffassungen von jugendsprachlicher Erscheinung zur Kennzeichnung von Gruppenidentität bis hin zur Herausbildung eines neuen Dialekts. Aus Platzgründen kann hier auf diesen Diskurs nicht eingegangen werden, lediglich der Hinweis auf einen aktuellen Aufsatz sei gestattet, in dem detailliert der medialen Berichterstattung bis hin zu neuesten Veröffentlichungen nachgegangen wird (vgl. DASZKIEWICZ 2016).

Bedeutsam für den Gegenstand dieses Aufsatzes ist die Tatsache, dass Kiezdeutsch in urbanen Räumen von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Herkunftssprachen gesprochen wird.²⁷ Dabei handelt es sich um Jugendliche (in der 2. oder 3. Generation mit Migrationshintergrund), die „von Geburt an mit Deutsch konfrontiert“ (MAYR/MEZGER/PAUL 2010: 164) sind.

26 Zu den verschiedenen Benennungen s. ANDROUTSOPOULOS (2007), HARUNA (2011), DASZKIEWICZ (2016). Einer neueren Dissertation zufolge habe sich der Terminus ‚Kiezdeutsch‘ nicht durchgesetzt und sollte – weil diese Sprechweise nicht nur von Kiezbewohner gesprochen werde – durch den Terminus ‚Kurzdeutsch‘ ersetzt werden (vgl. MAROSSEK 2016).

27 In Deutschland leben immer mehr Menschen mit Migrationshintergrund: „Diese stammen aus dem euro-asiatischen Raum (etwa 2,6 Mio. Türken, einige hunderttausend Kurden und Iraner und andere dem islamischen Kulturraum angehörenden Ländern, Nordafrika und weitere Staaten Vorderasiens) und aus den ehemaligen Ostblockstaaten (2 bis 3 Mio. Russen bzw. auch und vor allem aus Russland eingewanderte Russlanddeutsche, etwa 300.000 Polen, Ukrainer, usw.); des Weiteren Kroaten, Serben, Bosnier, Italiener, Griechen, Portugiesen und Spanier“ (vgl. BORČIĆ/WOLLINGER 2008: 158).

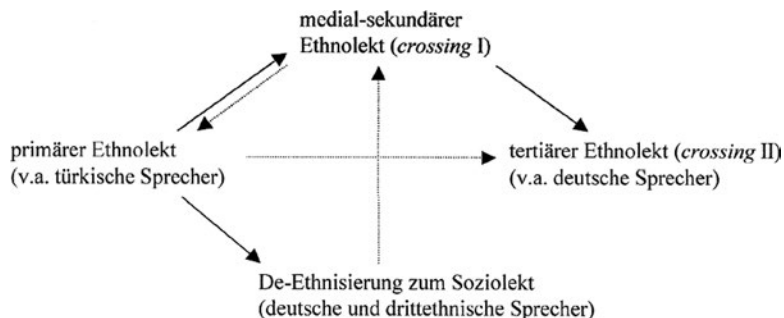


Abb. 3 Formen des Ethnolekts nach AUER (2003: 257)

Schematisch erfasst AUER (2003) (Abb. 3) diese Sprechweise und unterscheidet zwischen primärem (in deutschen Großstadt-Ghettos entstandenem, vor allem von männlichen, in Deutschland aufgewachsenen Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund verwendetem), medial-sekundärem (Stilisierung der Sprechweise durch deutsche Medienmacher) und tertiärem (von Jugendlichen ohne Migrationshintergrund zitierende Übernahme des primären oder medial-sekundären) Ethnolekt. Das Korpus von Maria POHLE und Kathleen SCHUMANN (2014) belegt, dass auch weibliche Jugendliche so sprechen:²⁸

Leyla: Gestern isch war Ku'damm, bei Veromoda. Isch guck so, alles Rabatt, ischwöre. Da war so ein Oberteil, isch guck so, ja isch, isch geh eigentlich nie so rein, weißte, ja, isch war da zufällig mit einer Freundin. Wir gucken so, da is so ein Oberteil, ja so rischtig schön.

Hatice: Wie sieht's aus?

Leyla: so lila, aber glitzern, weißt doch so voll schön und

Hatice: War dis auf Träger?

Leyla: Nein. Dis war so T-Shirt und dann noch hier so offen, weißtu, so locker.

Hatice: Hier offen?

Leyla: Ja.

Hatice: In silb so grau?

Leyla: Nein, in lila so.

²⁸ Auf Aussagen weiblicher Jugendlicher beruft sich auch HARUNA (2011). Dabei handelt es sich vor allem um Gymnasiastinnen mit und ohne Migrationshintergrund aus Frankfurt bzw. Berlin-Kreuzberg, die problemlos zwischen Kiezdeutsch und Standarddeutsch wechseln können.

Hatice: Isch habs in grau geholt, von Veromoda. Drei Euro, wa?
 Leyla: Ja. (POHLE/SCHUMANN 2014: o. S.)

Wie AUER (2003: 256) feststellt, wechseln Jugendliche ohne Migrationshintergrund ebenfalls in diese Sprechweise. Dabei kann es sich sogar um Jugendliche aus nicht urbanen Räumen handeln, wie die Untersuchung von Arnulf Deppermann belegt:

Deutsche Jugendliche stilisieren im Gespräch untereinander die Varietät Türkendeutsch, d. h., sie wechseln für kurze konversationelle Episoden in eine Sprache, die sie selbst nicht als die ihre benutzen, sondern hörbar als eine fremde Stimme in ihre Interaktion einführen. Es geht hier also um die stilisierte Verwendung von Türkendeutsch als eine Form des *language Crossing* [...] und nicht um die Fälle, in denen deutschstämmige Jugendliche Türkendeutsch als Basiscode ihrer sozialen Gruppe und als Ausdruck einer gemeinsamen, multiethnischen Ghetto-Identität benutzen. (DEPPERMAN 2007: 43)

Der primäre Ethnolekt Türkendeutsch wurde somit zu einem sekundären medialen Ethnolekt stilisiert und dadurch popularisiert (s.a. Auer 2003). Es ist inzwischen unter deutschen Jugendlichen schick, Fragmente von stilisiertem Türkendeutsch in Gespräche einzuflechten. (DEPPERMAN 2007: 45)

Die Untersuchung von Deppermann ergab, dass deutsche Jugendliche (die in einem Dorf in der Nähe von Frankfurt leben) in ihrer Alltagskommunikation die Sprechweise „für unterhaltsame und humoristische Performances, die Gruppenkohäsion stiften und die als Ressource der positiven Selbstdarstellung innerhalb der eigenen sozialen Gruppe dienen“ (DEPPERMAN 2007: 58), verwenden.

Richard Schrodts meint, dass u. a. Kiezdeutsch als substandardsprachliche Erscheinung eine kommunikativ funktionale Sprachform ist. Dass, was in der Sprache das Gebräuchliche sei, werde „durch die Übereinstimmung der Gebildeten begründet“ (SCHRODT 2014: 257), wobei diese zugleich die Guten seien:

Die Übereinstimmung der Gebildeten und Guten sichert aber nur dann allgemein verbindliche Sprachnormen, solange das Sozialgefüge der Sprecher stabil bleibt und solange die Gesellschaft mit ihren gruppenspezifischen Lebensformen im Zusammenwirken sich selbst stabilisiert. Sobald die Grenzen dieser Lebensform durchlässig werden oder sobald sich die kulturbegründeten Zentren auflösen und damit ihre integrierende Funktion nicht mehr wahrnehmen können, werden Sprachgebräuche sichtbar und bilden Material für kommunikative Aufgaben, die in einer stabilen Gesellschaft mit elitären Eigenschaften anders gelöst worden wären oder sich in dieser Form nicht gestellt hätten. (SCHRODT 2014: 257)

Zur Veranschaulichung zieht er das Beispiel Kiezdeutsch heran: Es wird wertfrei als Teil des sprachlichen Repertoires jugendlicher Sprecher angesehen, die es je nach Situation nutzen, d. h. funktionalstilistisch²⁹, denn es vermittelt Neuartigkeit, aber auch Einstellungen und Werthaltungen, es ist aufsehenerregend expressiv und häufig emotionell (vgl. SCHRODT 2014: 260).³⁰

Hüning dagegen sieht die Verwendung von Kiezdeutsch als bewusstes Abgrenzen von der idealisierten Standardsprache an und meint, dass darin auch eine politisch-gesellschaftliche Unabhängigkeit zum Ausdruck kommt, indem sich die Kiezdeutsch-Sprecher „durch ihre Sprache von der herrschenden gesellschaftlichen Norm [abgrenzen], was der Gruppenbildung und Identitätsfindung dient, aber durchaus auch als bewusste Provokation der Mehrheitsgesellschaft zu sehen ist“ (HÜNING 2013: 14–15).

Dennoch scheint die soziale Klasse mehr die Sprechweise der Jugendlichen zu beeinflussen als der ethnische Hintergrund (vgl. MEISE 2011). Hinsichtlich der Registerdifferenzierung ist der jugendsprachliche Multiethnolekt im Intimbereich (Familie, Peers) einzuordnen (vgl. MAYR/MEZGER/PAUL 2010: 170); und wie Jugendsprache allgemein von Schnellebigkeit, d. h. die schnelle Abnutzung bestimmter Ausdrücke, gekennzeichnet ist, zeigen sich auch solche Erscheinungen im jugendsprachlichen Multiethnolekt. Dieser Tatsache sind sich die Jugendlichen durchaus bewusst:

„Jede Zeit hat ihre Wörter. Manche kommen und gehen, andere halten sich“, sagt die 19-jährige Renata. Sie besucht ein Gymnasium in Berlin-Kreuzberg. Ob sich eine Floskel halte, entscheide die Mehrheit der Sprecher. Zudem käme es darauf an, in welchem Kiez man sich aufhalte. „In Wilmersdorf sagen sie andere Sachen als hier bei uns“, sagt Renata, „das Wort ‚gebügelt‘ bedeutet da ‚übertrieben‘.“ In Kreuzberg würde das niemand benutzen. In Berlin, Frankfurt und anderen Großstädten zeigt sich, dass der Ethnolekt nicht von der Herkunft oder der Muttersprache abhängig ist, sondern vom Wohnort der Sprecher – und dem, was gerade angesagt ist. Das sagt auch Renatas Freundin Betül: „‚Mies‘ ist gerade angesagt in Kreuzberg.“ Es bedeutet so viel wie „abgefahren“ oder „der Hammer“. Begriffe wie „cüs“ (türkisch für pfui) oder „Bombe“ hingegen hätten ausgedient. (HARUNA 2011: o. S.)

²⁹ Schrodts bringt einen Dialog, in dem eine Lehrerin bei einer Nachfrage den substandardsprachlichen Ausdruck übernimmt (vgl. SCHRODT 2014: 259–260).

³⁰ Dadurch finden kiezdeutsche Formen schnell Eingang in die Kultur-Comedy oder Zeitungssprache (Schlagzeile) (vgl. SCHRODT 2014: 260).

Problematisch ist all das vor dem Hintergrund, dass standardsprachliche Normen als Orientierungs- und Bewertungsmaßstab fungieren und zur Ablehnung und Stigmatisierung dieser Sprechweise führen.

Hajidi Haruna erfuhr aber auch von einem 23-jährigen Studenten, dessen Eltern nigerianischer Abstammung waren, dass er sich – um nicht unangenehm aufzufallen – die Sprechweise „nach dem Wechsel von der Schule an die Uni nach und nach abtrainiert“ habe (HARUNA 2011: o. S.).

4 Fazit

Nach wie vor hat der Identitätsdiskurs nichts an seiner Aktualität eingebüßt, denn in der sozialen Interaktion entwerfen die Sprechenden mithilfe der/ihrer Sprache(n) ihre Identität(en), die dann dem Kommunikationspartner und damit der Außenwelt vermittelt wird (werden).³¹ Sprachliche Identität ist aber auch immer von der Außenbewertung abhängig, die im Allgemeinen von den Auffassungen der sog. Bildungselite diktiert wird. Diesem Diktum unterwerfen/widersetzen sich mehr oder weniger bewusst die Sprachteilhaber, wobei sie sich der sich daraus ergebenden Konsequenzen/Sanktionen mehr oder weniger bewusst sind.

Jede Person verfügt über eine multiple Sprachidentität und kann im Sinne Hundts als Sprachsoverän mit mehr oder weniger Erfolg in seinem Umfeld agieren: d. h. im Intimbereich, der Familie, im informellen Bereich bzw. im formellen Bereich. Die Sprachidentitäten sind jedoch keine festgeschriebenen Identitäten, sondern sie sind – wie jede Form der Identität – kontinuierlichen Reizen ausgesetzt, die einen Wandel der Sprachidentität herbeiführen können. Ein zusätzliches tortenförmiges Gebilde könnte zwar dem Konzept von KRESIĆ (2007) hinzugefügt werden, das das sprachliche Repertoire der multiplen Sprachidentität um den Ethnolekt erweitert, aber das Gefüge wäre zu unflexibel. Hierarchische Momente, die zu einer Umstrukturierung der netzartig verknüpften Sprachidentitäten führen, kann ein solch statisches Modell nicht veranschaulichen.

Die Auseinandersetzung mit grundlegenden Fragen der Identitätskonstruktion führt unter linguistischen Aspekten zu Problemfeldern, die eng mit der Standardsprache verbunden sind und Fragestellungen berühren, die im Rahmen von Forschungen zum Sprachkodex (Sprachnormierung, Normierungskriterien, Variantenauswahl und -beurteilung usw.) einer Lösung zugeführt werden können – ein weiteres spannendes Forschungsfeld auch unter dem Aspekt der

31 Vgl. das Zitat von Roche zu Beginn des Aufsatzes.

Interkulturalität. Der Fremdsprachendidaktik erwachsen daraus ebenfalls neue Aufgaben, um den Nicht-Muttersprachlern ein differenzierteres Verständnis des Deutschen zu vermitteln.

Literaturverzeichnis:

- ÁGEL, Vilmos (2008): Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell. In: Info DaF 2008/35.1, S. 64–84.
- ANDROUTSOPOULOS, Jannis (2007): Ethnolekte in der Mediengesellschaft. Stilisierung und Sprachideologie in Performance, Fiktion und Metasprachdiskurs. In: Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen/Standard, Variation and Language Change in Germanic Languages. Hrsg. v. Christian Fandrych u. Reiner Salverda. Tübingen: Narr, S. 113–155.
- AMMON, Ulrich/BICKEL, Hans/LENZ, Alexandra N. (2016): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonensiedlungen. 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Berlin/Boston: Walter de Gruyter.
- AUER, Peter (2003): ‚Türkenslang‘: Ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: Spracherwerb und Lebensalter. Hrsg. v. Annelies Häcki Buhofer. Tübingen/Basel: Francke, S. 255–264. URL: http://forum-interkultur.net/uploads/tx_textdb/8.pdf [08.03.2017]
- BOLTEN, Jürgen (o. J.): Interkulturalität neu denken: Strukturprozessuale Perspektiven. Erscheint in 2017 Interkulturalität – Transkulturalität (Arbeitstitel). Hrsg. v. C. Rink Stuttgart: Metzler. URL: http://www2.uni-jena.de/philosophie/IWK-neu/typo3/fileadmin/team/juergen.bolten/1610_Interkulturalitaet_Structurprozessual.pdf [26.03.2017]
- BORČIĆ, Nikolina/WOLLINGER, Sonja (2008): Deutschland, Österreich, Luxemburg und die Schweiz: Identität und Sprachpolitik. In: Informatologia, 2008/41/2, S. 156–160.
- BOSSONG, Georg (1994): Sprache und regionale Identität. In: Westeuropäische Regionen und ihre Identität. Beiträge aus interdisziplinärer Sicht. Hrsg. v. Georg Bossong, Michael Erbe, Peter Frankenberg, Charles Grivel u. Waldemar Lili. München: Palatium Verlag.
- BUSSMANN, Hadumod (?1990): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart: Körner.
- COSERIU, Eugenio (1988): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Tübingen: Francke.
- DASZKIEWICZ, Anna (2016): Zur gegenwärtigen Diskussion über die ethnolektalen Merkmale des Jugend-Deutschen. In: Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen 2015, S. 139–162. URL: http://www.convivium.edu.pl/assets/09-daszkievicz_2015.pdf [22.04.2017]

- DEPPERMAN, Arnulf (2007): Stilisiertes Türkendeutsch in Gesprächen deutscher Jugendlicher. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 37 (148), S. 43–62.
- DEPPERMAN, Arnulf/HELMER, Henrike (2013): Standard des gesprochenen Deutsch: Begriff, methodische Zugänge und Phänomene aus interaktionslinguistischer Sicht. In: Pragmatischer Standard. Hrsg. v. Jörg Hagemann, Wolf Peter Klein u. Sven Staffeldt. Tübingen: Stauffenburg, S. 111–141.
- DOVALIL, Vít (2013): Soziales Kräftefeld einer Standardvarietät als methodologischer Impuls für die Debatte über die Standardnormen. In: Vielfalt, Variation und Stellung der deutschen Sprache. Hrsg. v. Karina Schneider-Wiejowski, Birte Kellermeier-Rehbein u. Jakob Haselhuber. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, S. 65–79.
- DURRELL, Martin (2014): Mit der Sprache ging es immer schon bergab. Dynamik, Wandel und Variation aus sprachhistorischer Perspektive. In: Sprachverfall? Dynamik, Wandel und Variation. Hrsg. v. Albrecht Plewnia, u. Andreas Witt. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, S. 11–31.
- EROMS, Hans-Werner (1978): Zur Konversion der Dativphrasen. In: Sprachwissenschaft 3/1978, S. 357–405.
- EROMS, Hans-Werner (2004): Stabilität und Wandel im deutschen Sprachsystem. Ingo Reiffenstein zum 75. Geburtstag. In: Zeitschrift für germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft in der Slowakei 1/2004, S. 5–28.
- FELDER, Ekkehard (2003): Das Spannungsverhältnis zwischen Sprachnorm und Sprachvariation als Beitrag zu Sprach(differenz)bewusstheit. In: Wirkendes Wort 53.3/2003, S. 473–498.
- FISSENI, Bernhard/SCHRÖDER, Bernhard (2013): Von Inseln und Kernen: Gebrauchs-basierte Standard-Begriffe. In: Pragmatischer Standard. Hrsg. v. Jörg Hagemann, Wolf Peter Klein u. Sven Staffeldt. Tübingen: Stauffenburg, S. 61–73.
- FÖLDES, Csaba (2009): Black Box ‚Interkulturalität‘. Die unbekannte Bekannte (nicht nur) für Deutsch als Fremdsprache. In: Wirkendes Wort 59 (2009) 3, S. 503–525.
- GRIMM, Jacob und Wilhelm (1873/1991): Deutsches Wörterbuch. 11. Bd. München, Deutscher Taschenbuch Verlag. [= DWB]
- GÜNTNER, Susanne (2011): Übergänge zwischen Standard und Non-Standard – welches Deutsch vermitteln wir im DaF-Unterricht? In: Bulletin suisse de linguistique appliquée, Centre de linguistique appliquée 94, S. 27–47.
- HARUNA, Hadija (2011): Weissu – is krasse Sprache! In der Clique, auf dem Schulhof, im Viertel: Überall kann eine eigene Sprache entstehen. Ein Lauschangriff. In: Fluter 39. URL: <http://www.fluter.de/weissu-is-krasse-sprache> [19.03.2017].
- HUNDT, Markus (2009): Normverletzungen und neue Normen. In: Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. Hrsg. v. Marek Konopka u. Bruno Strecker. Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 117–140.
- HÜNING, Matthias (2013): Standardsprachenideologie. Über Sprache als Mittel zur Ab- und Ausgrenzung. In: Out of the Box: Über den Wert des Grenzwertigen. Hrsg. v. Emmeline Besamusca, Christine Hermann u. Ulrike Vogl. Wien: Praesens Verlag,

- S. 105–122; Manuskriptversion: URL: http://neon.niederlandistik.fu-berlin.de/static/mh/Huening_2013_Standardsprachenideologie.pdf, S.1–16 [16.10.2015].
- JANNEDY, Stefanie (2012): Urbanes Deutsch und seine Rezeption. In: Jahrbuch der Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlins (GWZ). Bericht über das Forschungsjahr 2011, S. 74–95.
- KEUPP, Heiner (2005). Patchwork-Identität – Riskante Chancen bei prekären Ressourcen. IPP, Institut für Praxisforschung und Projektberatung München. URL: http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_dortmund.pdf [15.03.2017]
- KLEIN, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. In: Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Hrsg. v. Albrecht Plewnia u. Andreas Witt. Berlin/Boston: Walter de Gruyter (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013), S. 219–242.
- KOWAL, Iwona (2013): Die Sprachsituation in Schweden. In: *Linguistica Silesiana* 34, 2013, S. 75–93.
- KORHONEN, Jarmo (2013): Nord- und Südstandard des Deutschen in deutsch-finnischen Allgemeinwörterbüchern. In: *Vielfalt, Variation und Stellung der deutschen Sprache*. Hrsg. v. Karina Schneider-Wiejowski, Birte Kellermeier-Rehbein u. Jakob Haselhuber. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, S. 101–118.
- KRESIĆ, Marijana (2007): Sprache der Identität. Beiträge des Projekts „Signs of Identity“. URL: http://www.signsofidentity.de/fileadmin/pdf/Sprache_der_Identitaet_Beitrag_Kresic_8.6.07.pdf [16.10.2015].
- LEHMANN, Christian (o. J.): Sprachwissenschaft. Skript. URL: <http://www.christian-lehmann.eu/ling/elements/varietaelen.php> [28.08.2012].
- MAITZ, Péter (2015): Sprachvariation, sprachliche Ideologien und Schule. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, Bd. 82, H. 2, S. 206–227.
- MAROSSEK, Diana (2016): *Kommst du Bahnhof oder hast du Auto? Warum wir reden, wie wir neuerdings reden*. Berlin: Hanser.
- MAYR, Katharina/MEZGER, Verena/PAUL, Kerstin (2010): Spracharbeit statt Strafarbeit. Zum Ausbau von Sprachkompetenz mit Kiezdeutsch im Unterricht. In: *IDV-Magazin (Internationaler Deutschlehrerverband) Nr. 82 (Juli 2010)*, S. 159–187. URL: www.idvnetz.org <http://www.idvnetz.org/publikationen/magazin/IDV-Magazin82.pdf> [10.09.2016]
- MEISE, Sylvia (2011): „Was geht, Alda?“ Ist Kiezdeutsch ein neuer Dialekt? In: *Psychologie heute* H. 2, S. 36–39. URL: www.psychologie-heute.de [19.09.2016]
- NEULAND, Eva (2013): Interkulturalität – immer noch eine Herausforderung für Linguistik und Deutsch als Fremdsprache. In: *ZVPG – Zeitschrift des Verbandes Polnischer Germanisten* 2 (2013), S. 161–177.
- POHLE, Maria/SCHUMANN, Kathleen (2014): Keine Angst vor Kiezdeutsch! Zum neuen Dialekt der Multikulti-Generation. In: *Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe – ZJJ* 3/2014, S. 216–224. URL: http://www.uni-potsdam.de/fileadmin/01/projects/dspdg/Publikationen/ZJJ_Publikation_Pohle_Schumann.pdf [01.10.2016].

- ROCHE, Jörg (2013): Identität und Sprache. In: Identität und Fremdsprachenlernen. Anmerkungen zu einer komplexen Beziehung. Arbeitspapiere der 33. Frühjahrskonferenz zur Erforschung des Fremdsprachenunterrichts. Hrsg. v. Eva Burwitz-Melzer, Frank G. Königs u. Claudia Riemer. Tübingen: Narr, S. 233–246.
- SCHRODT, Richard (2014): Von den Kräften der deutschen Sprachkritik. In: Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Hrsg. v. Albrecht Plewnia und Andreas Witt. Berlin/Boston: Walter de Gruyter (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013), S. 243–272.
- SZATMÁRI, Petra (2010): Von „Experten“ verteufelt und doch... In: Interdisziplinarität in der Germanistik: Annäherungen in der Literatur-, Sprach- und Kulturwissenschaft. Beiträge der II. Germanistischen Konferenz Universität Miskolc 2009, Miskolc, E Typographico Universitatis (= Publicationes Universitatis Miskolcensis, Sectio Philosophica, Tomus XV. – Fasciculus 3), S. 181–191.
- SZATMÁRI, Petra (2016): Identitätskonstruktion – Standardsprache – Sprachgebrauch. In: Tükör által. Tanulmányok a nyelv, kultúra, identitás témaköréből. Hrsg. v. Czeglédy Anita, Enikő Sepsí u. Csaba Szummer. Budapest: Karoli Gaspar Reformatus Egyetem/L'Harmattan Kiadó (= Károli Könyvek. Tanulmánykötet), S. 246–260.
- WIESE, Heike (2012): Plädoyer einer Professorin. Kiezdeutsch rockt, ischwör! Der Gastbeitrag ist ein gekürzter und redaktionell bearbeiteter Auszug aus Heike Wieses Buch „Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht“, erschienen bei C.H. Beck. URL: <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/uni/professorin-heike-wiese-verteidigt-den-jugendslang-kiezdeutsch-a-824386.html> [14.04.2017]

Weitere Internetquellen:

- Kiezdeutsch. Ein Infoportal zu Jugendsprache in urbanen Wohngebieten mit hohem Migrantenanteil: Informationen für Interessierte und Handreichungen für Schulen. URL: <http://www.kiezdeutsch.de/>
- SprachenNetz (2014): Das Ende kommt zuerst: die verdrehte Jugendsprache Verlan im Französischen. URL: <https://sprachennetz.org/2014/11/das-ende-kommt-zuerst-die-verdrehte-jugendsprache-verlan-im-franzoesischen/> [14.04.2017]